

Jörg Michael Kastl

## Sequenz, Kategorie, Typus.

Zur neueren Diskussion der Integration der Methoden in der qualitativen Sozialforschung.

Habilitationsvortrag an der Fakultät  
für Sozial- und Verhaltenswissenschaften der Universität Tübingen  
Sommer 1999

## I. Einleitung:

Ich möchte Ihnen einige Überlegungen vortragen, die sich vor dem Hintergrund der methodischen und methodologischen Diskussion der letzten Jahre mit der Rolle des Rezeptwissens<sup>1</sup> bei der qualitativen Datenanalyse beschäftigen. Damit meine ich in Anknüpfung an Schütz einen Bestand von niedergelegten Routinewissens "wie zu verfahren ist". Der Status von solchem Rezeptwissen ist als solcher in der qualitativen Sozialforschung nach wie vor problematisch. Das kann man merken, wenn man etwa in die Verlegenheit kommt, Studierende oder Kollegen beraten zu müssen, die auf irgendeine Weise qualitative Daten erzeugt haben, mit deren Auswertung aber keine oder wenig Erfahrungen haben. "Was kann ich mit diesen Daten jetzt eigentlich machen?", ist dann das vordringliche Problem meist verbunden mit der Bitte um Literaturhinweise. Die beschränkten zeitlichen Ressourcen von Forschungsabläufen oder Abschlußarbeiten vor Augen wird man oft nur schweren Herzens eine Empfehlung machen können. Gerade in den letzten Jahren sind zwar eine Unmenge von Handbüchern und Sammelbänden zur qualitativen Sozialforschung veröffentlicht worden.<sup>2</sup> Es gibt da zwar u.a. auch viele Anregungen zur Frage des Verfahrens bei der Analyse. Aber der vorherrschende Eindruck ist zum einen der einer unübersichtlichen Diversifizierung in Spezialmethodiken, die bei genauer Betrachtung nichts anderes sind als individuelle Forschungsdesigns. Auf der anderen Seite wird man mit grundagentheoretischen und methodologischen Begründungsversuchen konfrontiert, deren argumentativer Aufwand in keinem Verhältnis zum methodischen Ertrag zu stehen scheint. Der erstaunte Empiriker sieht sich in einem Urwald sogenannter "Ansätze" ausgesetzt. Er beginnt zwischen objektiver Hermeneutik, rekonstruktiver

---

<sup>1</sup>Im Sinne von Schütz bzw. Schütz/Luckmann, also ein Wissen, das "ganze Baublöcke von Verhaltensabläufen zur Lösung typischer Probleme einsetzt und welches die Durchführbarkeit der entsprechenden Entwürfe gleichsam traditionell beglaubigt." (Alfred Schütz, Thomas Luckmann: Die Strukturen der Lebenswelt. Bd. II. Ffm. 1984 (Suhrkamp): S. 43

<sup>2</sup>Udo Kelle: Empirisch begründete Theoriebildung. Zur Logik und Methodologie interpretativer Sozialforschung. Weinheim 1994 (Deutscher Studienverlag); Norbert Schröer (Hg.): Interpretative Sozialforschung. Auf dem Weg zu einer hermeneutischen Wissenssoziologie. Opladen 1994 (Westdeutscher Verlag); Eckard König, Peter Zedler (Hg.): Bilanz qualitativer Forschung. (2 Bände) Weinheim 1995 (Deutscher Studienverlag); Uwe Flick: "Qualitative Forschung. Hamburg 1995 (Rowohlt); Ronald Hitzler, Anne Honer (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen 1997 (Leske und Budrich); Tilmann Sutter (Hg.): Beobachtung verstehen, Verstehen beobachten. Perspektiven einer konstruktivistischen Hermeneutik. Opladen 1997 (Westdeutscher Verlag); Susann Kluge: Empirisch begründete Typenbildung. Zur Konstruktion von Typen und Typologie in der qualitativen Sozialforschung. Opladen 1999 (Leske und Budrich); Udo Kelle, Susann Kluge: Vom Einzelfall zum Typus. Opladen 1999 (Leske und Budrich: Qualitative Sozialforschung 4); Hans Joachim Wagner: Rekonstruktive Methodologie. Oplade 1999 (Leske und Budrich: Qualitative Sozialforschung 2); Bruno Hildenbrand: Fallrekonstruktive Familienforschung. Opladen 1999 (Leske und Budrich: Qualitative Sozialforschung 6)

Methodologie<sup>3</sup>, hermeneutischer Wissenssoziologie<sup>4</sup>, konstruktivistischer Hermeneutik<sup>5</sup>, zwischen *Rekonstruktivismus* und *Dekonstruktivismus*<sup>6</sup> herumzuirren und es werden ihm, wo er eigentlich "nur" ein geeignetes Verfahren finden wollte, Entscheidungen zwischen grundlagentheoretischen Optionen abverlangt. Entscheidungen, deren Tragweite zu durchschauen, voraussetzen würde, sich zunächst zu einem Spezialisten für theoretische Soziologie zu machen. In dem Eindruck hier mit dem - wie Kant sagt - ganzen "*Dogmatismus*", der "*Arroganz der Schuler*" konfrontiert zu sein, wird er nicht selten resignierend aufgeben und dann doch zu handgestrickten Vorgehensweisen greifen - zu jenen Techniken der assoziativen Exemplifizierung von mal mehr, mal weniger vernünftigen Einsichten, die man bei so vielen qualitativen Studien immer wieder findet und die übrigens gar nicht *zwangsläufig* unproduktiv sein müssen.

Unwillkürlich mag einem bei alledem Robert Mertons böses Diktum von der "Balkanisierung" der Soziologie in den Sinn kommen, als deren Heilmittel dieser bekanntlich nachdrücklich "Theorien mittlerer Reichweite" empfahl.<sup>7</sup> Mir geht es in den folgenden Überlegungen gewissermaßen um eine derartige mittlere Ebene in der Frage der qualitativen Methoden- bzw. Methodologie. Ich räume dabei durchaus ein, dass die (verglichen mit den quantifizierenden Methoden) engere Anbindung der qualitativen Methodik an grundlagentheoretische Problemstellungen und Positionen durchaus begreiflich ist. Dies desto mehr, als sich mittlerweile praktisch alle "großen Theorien" der Soziologie in dem Punkt einig sind, in der Sinnstrukturiertheit das zentrale Konstitutionsmoment des Gegenstandsbereichs der Sozialwissenschaften auszumachen. Damit rückt natürlich auch die Problematik des Sinnverstehens endgültig und ansatzübergreifend ins Zentrum des theoretischen und methodologischen Interesses. Aber andererseits kann die empirische Forschung nicht darauf warten, bis der Widerstreit der Methodologen und Theoretiker zu einer endgültigen Klärung der "großen, alten Fragen" geführt hat: wie ist Sinnverstehen möglich? wie fassen wir das

---

<sup>3</sup> Hans-Joachim Wagner: *Rekonstruktive Methodologie*, Opladen 1999 (Leske und Budrich)

<sup>4</sup>Norbert Schröer (Hg.): *Interpretative Sozialforschung. Auf dem Wege zu einer hermeneutischen Wissenssoziologie*, Opladen 1994 (Westdeutscher Verlag)

<sup>5</sup>Tilman Sutter (Hg.) *Beobachtung verstehen, Verstehen beobachten. Perspektiven einer konstruktivistischen Hermeneutik*, Opladen 1997 (Westdeutscher Verlag)

<sup>6</sup>Weisenbacher in Tilman Sutter (Hg.): "*Beobachtung verstehen, Verstehen beobachten*", Opladen (Westdeutscher Verlag) 1997, S. 32 ff.

<sup>7</sup>vgl. Robert Merton: *On theoretical sociology. Five Essays, old and new*. New York 1967 (Free Press). S. 39-72; das Stichwort "balkanization" findet sich auf Seite 51.

Verhältnis von gesellschaftlichen Strukturen und individuellen Handlungsintentionen? Zudem: Dass ein Gutteil der methodologischen Probleme der Sozialforschung besser anzugehen wären, wenn sich Methodologie immer auch als eine systematische Analyse der wie immer vorläufigen und tentativen Forschungspraxis verstünde, auch das war im die Rezeptur eines "Veteranen" der empirischen Sozialforschung - nämlich Paul Lazarsfelds vor fast fünfunddreissig Jahren.<sup>8</sup>

Ich will keinesfalls die Überflüssigkeit der großen, an die grundagentheoretischen Diskussionen angebundenen Methodologien behaupten. Aber für ebenso wichtig halte ich es, eine mittlere Ebene des Diskurses zu finden, die uns zweierlei ermöglicht. Erstens, uns für die Zwecke der Forschung so weit es geht von den großen Fragen zu dispensieren, eine Art "Epoche", eine Urteilsenthaltung in Bezug auf sie zu praktizieren.<sup>9</sup> Und zweitens uns nicht zu sehr zu verstricken in Diskursen über die Reichweite individueller Forschungsdesigns, die im Grunde genommen nur eine sehr begrenzte Zahl allgemeinerer Verfahrensweisen für besondere Forschungszwecke anpassen.

Nun ist natürlich ein grundsätzlicher Einwand absehbar: qualitative Forschung könne man nicht "nach Kochbuch" durchführen, oder etwas vornehmer mit einem Ausdruck aus der Oevermannschule: sie sei nicht Handwerk, sondern Kunstlehre. Das mag zutreffen und ich würde so weit gehen, zu sagen, dass man auch das Kochen nicht aus dem Kochbuch lernen kann. Aber einmal davon abgesehen, dass der Begriff einer "Kunstlehre" alles andere als präzise ist: Jede "Kunst" enthält immer handwerkliche Elemente und wer sich in dieser Kunst üben will, tut gut daran, sich zunächst mit diesen handwerklichen Aspekten zu beschäftigen, ohne sich groß um den "Kunstcharakter" seines Tuns zu bekümmern. Zweitens aber dient das Etikett der "Kunstlehre" nur allzuoft mannigfachen Immunisierungen und Abgrenzungen, u.a. auch gegenüber den quantifizierenden Methoden. Aber selbstverständlich benötigt schon

---

<sup>8</sup>"<The term methodology> implies that concrete studies are being scrutinized as to the procedures they use, the underlying assumptions they make, the modes of explanation they consider satisfactory.... If our linguistic feeling is adequate, the term should convey a sense of tentativeness; the methodologist codifies ongoing research practices to bring out what is consistent about them and deserves to be taken into account the next time." Paul Lazarsfeld "General Introduction" in ders., Morris Rosenberg (Hg.): The language of Social Research." Glencoe 1955 (Free Press), S. 4

<sup>9</sup>Beispielsweise wird niemandem, der sich Techniken der Kreuztabellierung und deren korrespondenzanalytische Auswertung aneignet, eine "Konstitutionstheorie des Zählens" sozialer Sachverhalte oder gar eine wissenschaftstheoretische Grundlegung n-dimensionaler Merkmalsräume zugemutet werden. Interessante Fragen, gewiß, nur man sollte sie zur rechten Zeit stellen.

eine fruchtbare Analyse komplexerer Kreuztabellen, von der Interpretation von Faktoren- oder Clusterlösungen ganz zu schweigen, Kompetenzen, die man nicht aus dem Statistikhandbuch lernt. Statt dem hochtrabenden Ausdruck der "Kunstlehre" zu viel Raum zu geben, würde ich einfach sagen, im einen wie im anderen Fall braucht man viel Erfahrung, die aber nur dann fruchtbar wird, wenn damit die sichere Aneignung des mit dem jeweiligen Vorgehen verknüpften Rezeptwissens verbunden ist. Man kann wissen, dass fruchtbares wissenschaftliches Arbeiten nicht in diesem Rezeptwissen aufgeht; aber etwas, was man "Methode" nennt, ist ohne einen solchen Kern von Rezeptwissen eigentlich nicht recht denkbar.

Ich will Ihnen im folgenden einige Argumente skizzieren, warum ich es zumindest für einen Versuch wert halte, eine solche "mittlere Ebene" des methodischen bzw. methodologischen Diskurses anzustreben. Und bei aller Kritik am Stil der aktuellen Methodologiediskussion: wenn man sie genau liest und nicht zu schnell locker lässt, kann man ihr zunehmend auch dies abgewinnen, dass sich in der Tat - und zwar "ansatzübergreifend" - so etwas wie grundlegende Verfahrensweisen der qualitativen Datenanalyse in Gestalt der Sequenzanalyse, der Kategorienbildung und der Typenbildung herauskristallisieren. Dies vor allem, wenn man sich an die Lazarsfeldsche Maxime hält, dass für einen Fortschritt in der Sache der Methoden die Beobachtung der faktischen Forschungspraxis ein wesentliches Moment ist und wenn man sich nicht zu sehr beeindruckt lassen von den großen Vokabeln der Super-Methodologien. Ich würde Ihnen nun gerne an konkreten Beispielen zeigen, dass die von mir genannten Verfahren implizit bei jeder Art von qualitativer Dateninterpretation eine Rolle spielen, ja insgesamt komplementär sind. In Anbetracht der beschränkten Zeit ist das nicht möglich. Ich muß daher leider auf einer relativ allgemeinen Ebene bleiben und setze dazu am verfahrenstechnischen Kern von zwei - wenn man so will - "kontrastierenden Fällen" an: nämlich der Objektiven Hermeneutik (Ulrich Oevermann) und der Grounded Theory (Anselm Strauss). Zumindest für das Problem der qualitativen Datenanalyse kann man dies damit rechtfertigen, dass diese beiden Methoden/Methodologien in der ganzen Diskussion nicht nur so etwas wie einen paradigmatischen Stellenwert innehaben, sondern auch die ausgefeiltesten Verfahrensvorschriften enthalten. Wenn ich richtig sehe, arbeiten zudem immer mehr Forscherinnen und Forscher auch faktisch bereits mit einer wie immer gearteten Kombination dieser Methoden. Dabei steht - verfahrenstechnisch betrachtet - die eine für die Sequenzanalyse, die andere für ein kategorisierendes Vorgehen. In einem weiteren Schritt möchte ich zeigen, dass sich beide Verfahren in Bezug zu typenbildenden Vorgehen stellen lassen.

Zunächst zur Objektiven Hermeneutik und der Sequenzanalyse. Ich erinnere an die wichtigsten Aspekte des Vorgehens: Nach der Auswahl einer zu interpretierenden Textsequenz wird ein erstes Segment herausgegriffen. Es werden von den Interpreten zunächst mögliche Kontexte konstruiert, in denen die vorliegende Äußerung angemessen hätte fallen können. Dabei wird das etwaig vorhandene Wissen über den vorliegenden Fall zunächst ausgeblendet.<sup>10</sup> Die denkbaren Kontexte werden daraufhin auf ihre strukturellen Gemeinsamkeiten hin befragt. Dadurch gelangt man zu einem Spektrum abgrenzbarer möglicher Lesarten der vorliegenden Äußerung. Im wichtigen nächsten Schritt (den ich für den zentralsten halte) werden für diese Lesarten je für sich Anschlussoptionen ausbuchstabiert, das heißt es werden mit diesen Kontexten verträgliche mögliche und wahrscheinliche Fortgänge des Textes postuliert. Dann geht man zum nächsten Segment über, mit dessen Hilfe sich in der Regel eine Anzahl postulierter Anschlussoptionen falsifizieren lassen. Dieses nächste Segment wird gleichfalls einer Feinanalyse unterzogen, die verbleibenden Kontexthypothesen bzw. Lesarten werden verfeinert, spezifiziert und wiederum werden dann Anschlusshypothesen gebildet usw.. Auf diese Weise verengen sich die möglichen Lesarten sehr schnell und werden gleichsam sukzessive fallspezifischer. Der Witz dieses Vorgehens beruht auf einem doppelten Vergleich. Zum einen auf dem Vergleich der konstruierten Kontexte mit den faktischen, zum anderen auf dem Vergleich der hypothetisch postulierten Anschlusskommunikationen mit den faktisch erfolgenden. Diese Verfahrensweise führt zur zunehmenden Konturierung einer spezifischen Selektivität des Falles, d.h. eines spezifischen Sinnmusters der Auswahl von Handlungen/Kommunikationen, einer Logik ihres Aneinander-Anschließens, eine - in der Sprache der objektiven Hermeneutik - "Fallstruktur", die sie als eine Art Algorithmus der Erzeugung von konkreten Handlungen/Kommunikationen auffasst.

Die Grounded Theory folgt in ihrem Vorgehen demgegenüber einem "Kodierparadigma". Details des Materials (einzelne sinnhafte Ereignisse: Verhaltensweise, Textpassagen usw.) werden untereinander verglichen, ähnliche Ereignisse werden also gleichsam zu Klassen von Ereignissen gruppiert und unter einem Oberbegriff, einem Klassennamen, zusammengefasst, eben der Kategorie. Als Kodierung wird dieser Vorgang der Zuordnung zu Klassen bezeichnet.<sup>11</sup> Diese

---

<sup>10</sup> Das impliziert eine Haltung "künstlicher Naivität" - die übrigens nicht weit weg ist von einer Art phänomenologischer Reduktion: der Versuch einer Ausblendung des Vorwissens, ein Versuch, den Text gewissermaßen wie er sich als solcher gibt, zu berücksichtigen.

<sup>11</sup> vgl. Anselm Strauss: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. München 1994 (Fink), S. 54

Kategorien werden in einem iterativen Vorgehen am Material entwickelt und nach Konsistenztheoretischen Prinzipien sukzessive bewährt ("Sättigung"). Am Anfang steht das sogenannte "offene Kodieren", gemeint ist ein *eröffnendes* Kodieren. In diesem Zusammenhang empfiehlt Strauss eine Zeile-für-Zeile-Kodierung. Das beinhaltet eine gewisse Analogie zur Sequenzanalyse, allerdings ist das Kodierverfahren gleichsam pointillistisch. Die (u.U. auch zeitlichen) Zusammenhänge zwischen den Kategorien werden in der Regel erst in späteren Analyseschritten expliziert. Beim offenen Kodieren wird der Text zunächst mit einem Mosaik von möglichst vielen und heterogenen vorläufigen Kategorien überzogen. Auch in diesem Verfahren spielt ein Prinzip des "permanenten Vergleichens" eine zentrale Rolle. Zum einen können die in dieselbe Kategorie kodierten Ereignisse miteinander verglichen werden. Im Fortgang der Analyse können die Kategorie selbst miteinander verglichen werden und es kann versucht werden Zusammenhänge und Unterschiede auszubuchstabieren. Im Verlauf dieses fortwährenden Vergleichens werden die zunächst nur vorläufig benannten Kategorien selbst zunehmend modifiziert, präzisiert und dimensionalisiert.<sup>12</sup> Das Vergleichen folgt insgesamt der doppelten Strategie der Minimierung und Maximierung von Unterschieden. Die Minimierung, das heißt das Suchen nach möglichst wenig unterschiedlichen Einzelereignissen in den Daten zu einer bestimmten Kategorie führt zur sukzessiven Präzisierung der Kategorie. Die Maximierung führt zu einer sukzessiven Ausbildung einander ausschließender Kategorien und ist darauf angelegt, möglichst große Variation im Material ausfindig zu machen. Diese Strategie ist deshalb besonders bedeutsam für die zunehmende Systematisierung der Kategorien im Verhältnis untereinander. Die Vorgehensweise insgesamt führt zu einer allmählichen Herausbildung sogenannter Schlüsselkategorien, also von Kategorien, die eine zentrale Stellung im Netzwerk der Kategorien innehaben. Insbesondere diese werden fruchtbar für fallübergreifende Vergleiche, dem sogenannten "theoretical sampling". Hier werden mit dem vorliegenden Fall weitere (ggf. zu erhebende) und in einer entscheidenden Dimension kontrastierende Fälle verglichen. Diesem Vorgang der Fallkontrastierung können aus dem Verhältnis der Schlüsselkategorien abzuleitende Hypothesen zugrundeliegen, die dann an dem neuen Fall falsifiziert werden können. Je nach Bewährung oder Nicht-Bewährung dieser Hypothesen wird man die Schlüsselkategorien weiter modifizieren oder nicht. Das alles wird begleitet von der schriftlichen Anfertigung sogenannter Memos, die den gesamten Prozeß ebenso dokumentieren wie sie ihn katalysieren.

---

<sup>12</sup>Das kann zum Beispiel heißen, dass sie Kürzel werden für Merkmal(e)/dimensionen). Dimensionalisieren heißt dann denkbare Merkmalsausformungen zu nennen.

Für eine rein deskriptive Charakterisierung des Verhältnisses beider Methoden zueinander kann man auf eine einfache phänomenologische Terminologie zurückgreifen.<sup>13</sup> Die Sequenzanalyse folgt, könnte man sagen, der *polythetischen Konstitution von Sinn* in der Zeit, dessen schrittweisem Aufbau in der Sequenz der aneinander anschließender Einzelereignisse. Die kategorisierende Methode der GT dagegen versucht von vorneherein, die polythetische Mannigfaltigkeit aktueller Verweisungen und Implikationen begrifflich zu organisieren, einen monothetischen Zugriff zu ermöglichen und sich damit von Anfang an von der Konkretionsebene der Daten zu lösen.<sup>14</sup> Eine Hauptlinie der methodischen Grabenkämpfe ist nun genau in diesem Umstand auszumachen. Der Vorwurf des objektiven Hermeneuten an die GT wird lauten müssen: dieses Verfahren löse sich von der Sinnstruktur des Textes selbst, insofern es dessen konkreter und das heißt sequentiell sich herstellender Sinnlogik nicht gerecht werde und stattdessen in nahezu beliebigem Rückgriff auf Vormeinungen, Einfälle bloss klassifikatorisch vorgehe. Und schnell wird dann jener Vorwurf fallen, der in der Objektiven Hermeneutik einer Exkommunikation gleich kommt: letztlich würde hier "subsumtionslogisch" verfahren. Umgekehrt könnte der so geschmähte Anhänger der "Grounded Theory" mit gewissem Recht antworten: "Wohin führen eigentlich Eure Sequenzanalysen? Nennt mir eine abgeschlossene Sequenzanalyse, die dann nicht doch zum Abkürzungsmechanismus von Quasi-Kategorisierungen greift!" In der Tat ist es ein entscheidendes Problem der objektiven Hermeneutik, dass sich bereits in der Interpretation weniger Zeilen ein Verweisungsreichtum auftut, der dazu führt, dass fast alle Veröffentlichungen solcher Analysen *a/s* Sequenzanalysen fragmentarisch sind. Demgegenüber stellt das Kodierparadigma der GT von vorneherein einen Abkürzungsmechanismus bereit, insofern die Textdetails von Anfang an zusammengefasst werden. Zudem ist die Dokumentation der sukzessiven Aggregierung in Gestalt eines System von Memos Teil des Verfahrens. Ein weiterer Punkt: sieht man sich etwa die von Oevermann veröffentlichten Sequenzanalyse an, so fällt auf, dass darin die Kontextabgleiche nicht selten dazu benutzt werden, rigide Angemessenheits-/Unangemessenheitsraster zu konstruieren. Die so hochgehaltene Selektivität des Falles kommt dann mitunter nur noch als eine Abweichung von normativen Standards zum Ausdruck z.B. als Auszeichnung einer Verletzung professioneller Handlungsnormen (wie in Leber/Oevermanns Interpretation einer Therapiesitzung) oder der Verzerrung

---

<sup>13</sup>dazu natürlich Husserl, näher an der Soziologie z.B. Alfred Schütz Das Problem der Relevanz. Ffm. 1982 (Suhrkamp): S. 115 ff.

<sup>14</sup>vgl. Anselm Strauss: a.a.O.: S. 60

universeller Regeln der Sozialität (wie in Oevermanns Fernsehanalyse.) Man könnte sagen, hier schleichen sich dann eben doch Kategorisierungen ein, die weit entfernt sind von dem methodologischen Anspruch auf so etwas wie "Algorithmen", generative Regeln der Erzeugung von Handlungen zu stoßen. Der Vorwurf der "Subsumtion" ging denn auch, wie der einschlägigen Literatur zu entnehmen ist, prompt an die OH zurück.

Nun ist dieser Subsumtionsvorwurf ein gutes Beispiel für die Art von Grabenkämpfen, die in der methodologischen Debatte mitunter geführt werden. Ich denke, es lässt sich gerade an diesem Beispiel gut zeigen, dass eine vorsichtige und nicht gleich auf die großen Geltungsfragen zielende Phänomenologie der Forschungs*praxis*, wie sie Lazarsfeld im Auge hatte. Mit einer geringen phänomenologischen Anstrengung kann man sich davon überzeugen, dass offenbar jede Sinnerfahrung, auch die der interpretierenden Wissenschaft, in jenem Zusammenhang, jenem Ineinander von sukzessivem polythetischen Erfahrungsaufbau und monothetischem Zugriff stattfindet. Das Prinzip der Sequenzanalyse folgt den polythetischen Verweisungen und ihrer sukzessiven Strukturierung und darin liegt ihre außerordentliche Fruchtbarkeit für das Ausbuchstabieren von Bedeutungsnuancen des spezifischen Falles. Sie muß aber, wenn sie zu dokumentierbaren Ergebnissen gelangen will, monothetisch zusammenfassen, d.h. Kategorien bilden und das heißt klassifizieren, subsumieren. Und genau das tun die Sequenzanalytiker ja faktisch auch - wenn auch gleichsam wider Willen und methodisch nicht reflektiert. Auf der andere Seite muß die GT in Gestalt ihrer Zeile für Zeile-Interpretationen ein rudimentäres sequenzanalytisches Prinzip inkorporieren, wenn sie denn den Prozeß der Sinngeneese im vorliegenden Fall nicht aus den Augen verlieren und verhindern will, dass sie - darin liegt ihre Deformation - beliebige und unfruchtbare Kategorien ohne Bezug zur Konkretion zur Sache bildet.<sup>15</sup> Wenn dem aber so ist, dann sollte man diesen Umstand auch auf die Ebene des expliziten methodischen Argumentierens heben und über *explizit kontrollierte* und vor allen Dingen: praktisch realisierbare Verfahren der Verbindung beider methodischer Prinzipien nachdenken.

Dies gilt nun nicht nur für die Dichotomie von Sequenzanalyse und kategorisierendem Vorgehen, sondern auch für ein drittes methodisches Prinzip der qualitativen Analyse, der Bildung von Typen und Typologien. Weder bei Oevermann noch bei Strauss spielen Typen und Typologien eine zentrale Rolle. Gleichwohl ließe sich, so meine

---

<sup>15</sup>Studierende meines Praktikums haben, weil sie das Gebot der genauen Zeile-für- Zeile-Analyse mißachtet haben, ganze Passagen eines Transkripts unter der Kategorie "Information" subsumiert, gefolgt von "Unterhaltung" oder gar: "Kommunikation".

These, für die methodische Praxis zeigen, dass sowohl die Sequenzanalyse als auch die kategorienbildende Methode typenbildende und typologische Verfahrensweisen integrieren, ohne diesem Umstand in ihrer offiziellen methodologischen Rhetorik ausreichend Rechnung zu tragen. So ist ja das Ergebnis einer Sequenzanalyse die sogenannte Fallstruktur. Diese Fallstruktur wird faktisch in Form einer Konfiguration mehrerer Merkmalsbegriffe mitgeteilt. Wenn Oevermann beispielsweise in seiner Fernsehanalyse einer sogenannten Logik der "Selbstinszenierung", eine "Struktur" der "monologischen Entfremdung von Sozialität" diagnostiziert, dann ist das Bestandteil einer kategorialen Ausweisung dessen, was für die analysierte Fernsehkommunikation insgesamt über die Konkretion ihre Einzelkommunikationen hinweg als "typisch" angesehen wird. Bei aller großspurigen Kritik an Klassifikation und Subsumtion wird dabei natürlich nichts anderes getan als klassifiziert. D. h., Oevermann muss behaupten, dass alle vorfindlichen Einzelkommunikationen bzw. deren Verknüpfungen immer auch Eigenschaften haben, die rechtfertigen, dass man sie unter die Kategorie "Selbstinszenierung" oder "monologische Entfremdung" subsumieren kann. Auch wenn man nicht durch das Exerzitium der analytischen Philosophie gegangen ist, kann man wissen: was immer eine begriffliche Ausdeutung eines Phänomens sonst ist, es ist jedenfalls *immer* eine Klassifikationshandlung, die - das wäre zuzugestehen - freilich alle Formen der Modalisierung eines "in dieser Hinsicht oder in jener", der graduellen Abstufung zulässt. Wie immer der objektive Hermeneut hinter seinen gefundenen Mustern generative Regeln, latente Sinnstrukturen vermutet - es ist eine Tatsache, dass die Ergebnisse von Sequenzanalysen schon rein semantisch nicht die Form von Regeln haben (dazu müßten sie der Sprachpragmatik von Imperativen gehorchen), sondern eben als eine Konstellation von Merkmalsbegriffen. Hier beginnt vielleicht nicht, wie Reichertz bemerkt: die Metaphysik, wohl aber eine voraussetzungsvolle und aus dem Material selbst nicht zu begründende theoretische und methodologische Dimension und hier endet jene mittlere Dimension, für deren Ausdifferenzierung ich hier plädiere. Aber forschungspragmatisch gilt: ich kann ohne Zweifel eine Sequenzanalyse durchführen, ohne mich durch den Terminus der generativen Regeln auf irgendeinen ontologischen Status der gefundenen Muster festzulegen.

Während nun die OH den Blick - so gesehen - auf die interne Typik des Falles lenkt, ist das Verfahren der GT von vorne herein mehr auf die Ebene der Typologie, d.h. der Organisation verschiedener Typen in einem Merkmalskontinuum aus. Udo Kelle und Susann Kluge weisen in ihrem jüngst erschienenen Buch über "Vom Einzelfall zum Typus."<sup>16</sup> darauf hin, dass das Vorgehen bei Strauss im Grunde genommen alle für die

---

<sup>16</sup>Udo Kelle, Susan Kluge: Vom Einzelfall zum Typus. Opladen 1999 (Leske und Budrich); vgl. auch

Bildung von Typologien entscheidenden verfahrenstechnischen Vorkehrungen enthält. Durch die Bildung von Schlüsselkategorien und deren Heranziehung im theoretical sampling legt sie Merkmalsdimensionen fest, in denen dann kontrastiv bestimmte Fälle verortet werden. Mit dem Verfahren der Minimierung von Unterschieden wird die immanente Homogenität und Ähnlichkeit von Fällen maximiert, mit dem der Maximierung werden diese kontrastiv voneinander abgesetzt. Der Schritt zu einer "empirisch begründeten Typenbildung" (Kelle) liegt dann, das zeigen auch viele empirische Arbeiten, die der GT folgen, nahe. Die Schlüsselkategorien leisten nichts anderes, als die Dimension der Typologie festzulegen, d.h. die Dimension der Vergleichbarkeit der zu bildenden Typen - sie bilden quasi den Merkmalsraum, in dem die Typologie spielt. Dieser ist - wie bei Typologien üblich - in der Regel mehrdimensional. Was Glaser/Strauss die Dimensionalisierung von Schlüsselkategorien nennen, bezieht sich auf das Kontinuum denkbarer Ausformungen der Merkmale, in dem die konkreten Fälle - nach zu explizierenden Kriterien - verortet werden müssen. Die Analyse der Zusammenhänge zwischen den Schlüsselkategorien, die wesentlicher Bestandteil des Verfahrens ist, führt darüber hinaus zu jener erklärenden und verstehenden Komponente, die jede fruchtbare Typologie über die bloße Beschreibung und Klassifizierung hinaus auszeichnet.

Dass ein solcher Versuch der Integration des Typenbegriffes auch hier auf den Widerspruch der Methodologien stoßen wird, ist mir natürlich bewusst. Ich kann in diesem Zusammenhang nicht auf die Problematik des Verhältnisses von empirischen und reinen Typen, von klassifikatorischen Typen und Idealtypen eingehen. Nur soviel. Ob ich Idealtypen oder Realtypen oder sogenannte Extremtypen unterstelle: in *allen* Fällen muß ich technisch gesehen die für meine Typologie relevanten Merkmal(sdimensionen) ausbuchstabieren und von den empirisch denkbaren Ausformungen von Merkmalen unterscheiden. (Viele fruchtlose Diskussionen, die mitunter nach dem Muster "x ist grün - nein, x ist viereckig" erfolgen, ließen sich damit vermeiden.) Ich muß desweiteren - ganz egal, ob ich Idealtypen oder Realtypen unterstelle - nachvollziehbare Kriterien der Verortung konkreter Fälle in diesen Dimensionen angeben. Das ist gerade für das Webersche Verfahren des Abgleichs der empirischen Phänomene mit den idealtypische Konstruktionen unabdingbare Voraussetzung und gilt ganz unabhängig davon, ob ich eine eindeutige klassifikatorische Zuordenbarkeit unterstelle oder nur eine graduelle Nähe oder Ferne eines empirischen Phänomens zu einem *konstruierten* Typus. Mit anderen Worten, ob

ich eine handwerklich solide Typologie bastle, hängt zunächst einmal davon ab und nicht von einem Bekenntnis zum idealtypischen Charakter meiner Kategorisierungen.<sup>17</sup>

Ich komme zum Ende. Selbstverständlich wäre noch viel zu sagen. Was ich Ihnen durch diese meine selektiven Überlegungen zeigen wollte, ist, dass das Lazarsfeldsche Prinzip nicht nur methodologisch fruchtbar sein könnte sondern auch für das Fortkommen in der Frage der Entwicklung der methodischen Prinzipien selbst. Ein Fortschritt für die Methodendebatte wäre es schon, die impliziten Verfahrensweisen bei der Interpretation qualitativen Materials explizit zu machen und von da aus über die Frage produktiver Verfahren nachzudenken. Ich glaube, dass die Trias von Sequenzanalyse, Kategorisierung und Typenbildung diesbezüglich ein guter Ansatz wäre. Dabei geht es nicht nur um Effizienzfragen (das allerdings auch), sondern vielleicht kommt man in der einen oder anderen Hinsicht auch in der Frage der Geltungsbegründung qualitativer Analyse weiter. In diesem Zusammenhang halte ich, gestatten Sie mir diese letzte Bemerkung, eine verstärkte und bewusste Weiterentwicklung der falsifikationistischen Elemente, die in allen drei Vorgehensweisen enthalten sind, für dringend geboten.<sup>18</sup>

---

<sup>17</sup>Ich habe dazu natürlich eine persönliche Meinung. Ich denke auch, dass *alle* Kategorisierungen und in der Folge: die Bildung von Typen jedweder Art selbstverständlich "idealtypischen" Charakter haben. Auch klassifikatorische Typen im üblichen Verständnis wären nach meiner Vermutung nicht etwa in Gegensatz zustellen zu Idealtypen, sie bezeichnen eigentlich nur einen Grenzfall, nämlich einen Typus, der einen relativ hohen und unproblematisch unterstellbaren Bestimmtheitsgrad hat. Ob ein Tier zur Klasse der Wirbeltiere "gehört" oder nicht, ein Wirbeltier "ist", das scheint in den meisten Fällen unproblematisch festzustehen, in der "Wirklichkeit" ausmachbar. Freilich wird es zum Problem bei allen lebenden oder fossilen Übergangsformen (was ist mit Knorpelfischen?). In diesem Fall wird plötzlich klar, dass auch diese scheinbar eindeutige "Klasse" modalisiert werden muß und dadurch wird ihr Horizontcharakter deutlich, ein Rand der Unschärfe und damit ihre ontologische Ambivalenz *zwischen* Objektivität und Subjektivität. Und weiter: Der alte Streit, ob zum Beispiel eine auf dem Wege der Cluster-Analyse oder vergleichbarer Verfahren (wie etwa auch der Korrespondenzanalyse) gewonnene Typologie nun rein klassifikatorischer Natur sei, Real- oder Idealtypus, muss jedem, der bewusst mit diesen Methoden arbeitet, genaugenommen als eine müssige Frage erscheinen. Selbstverständlich sind die in einer Korrespondenzanalyse ermittelten Merkmalsräume und die mit ihrer Hilfe ermittelten Typen keine "Realtypen" im Sinne einer objektiven und in der Wirklichkeit abgrenzbaren Existenz. Schon deswegen nicht, weil dahinter ja eine doppelte "Idealisierung" steht: diejenige durch die von den Forschern konstruierten Variablen und die Idealisierung der Streuung ihrer gemessenen Merkmalsausprägungen. Hinzu kommt die nach mathematischen Kriterien erfolgte Reduktion des n-dimensionalen Merkmalsraums. Der Einzelfall ist nicht einmal in dieser künstlichen mathematischen Welt eindeutig und an sich lokalisierbar und zuordenbar.

<sup>18</sup> In der Sequenzanalyse der objektiven Hermeneutik ist dieses falsifikationistische Prinzip in der Bewährung der Anschlußhypothesen zu finden. Das Verfahren der Grounded Theory inkorporiert dieses Prinzip in der Suche nach kontrastierenden Fälle, die sich auch als ein Versuch der Widerlegung der mit der Ausarbeitung der Schlüsselkategorien verknüpften Hypothesen verstehen lassen. Und was die Typenbildung betrifft, so hat Alfred Schütz ja bekanntlich den inneren Zusammenhang von Typisierung und dem Problem der wie immer nur relativ "erfolgreichen" Vorhersage von Verhaltens- und Erfahrungsabläufen herausgestellt. ( Vgl. Alfred Schütz, Thomas Luckmann: Strukturen der Lebenswelt

Insgesamt hielte ich es für sich genommen schon für einen Fortschritt und einen Versuch wert, einen methodischen Diskurs zu kultivieren, in dem pauschale Formulierungen wie: "in meiner methodischen Ausrichtung folge ich der 'objektiven Hermeneutik' oder der 'hermeneutischen Wissenssoziologie'" in methodisches Kleingeld umgewechselt werden müssen. Stattdessen könnten vielleicht zunehmen Formulierungen wie die folgenden auftauchen: "wir haben nach einer ersten thematischen Kodierung des Ausgangsfalles A Passagen, die unter Kategorie X nach folgenden Kriterien fallen, Sequenzanalysen unterzogen, deren Ergebnisse wir zu folgenden Schlüsselkategorien verdichtet habe. Diese haben wir wie folgt dimensionalisiert. Wir haben auf dieser Basis diese und jene hypothetischen Zusammenhänge postuliert und dann nach kontrastierenden Fällen in dieser und jener Dimension gesucht. Im Fall B und C mussten wir diese Hypothesen fallen lassen. Wir haben darauf unsere Schlüsselkategorien wie folgt modifiziert. Ein zweites "theoretical sample" auf der Basis der modifizierten Schlüsselkategorien hat uns zur Bildung folgender Extremtypen geführt. Die Angabe von Kriterien der Verortung der Fälle E bis G in den Dimensionen dieser Typologie bereitet uns folgende Schwierigkeiten."

Solche Formulierungen erscheinen uns derzeit noch fast komisch. Aber vielleicht sollten wir einfach ausprobieren, wie weit man in dieser Richtung kommt und jedenfalls nicht ganz ausschließen, dass hinter unserer Erheiterung noch eine kleine geisteswissenschaftliche Arroganz steht, zu der wir, wie immer auch das Experiment ausgehen wird, keinerlei Anlaß hätten.

Ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit.